28. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 220

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

23. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Nein, noch nicht. Ich weiß nicht, ob es schon an der Zeit ist. Ich habe es eigentlich auch hier erst erkannt, als ich seine Landschaftsskizzen sah. In ihnen kommt dieser Mangel klar zutage. In München stand immer der Professor daneben und half, wenn es nötig war. Hier stand er auf sich allein; da versagte er; nicht im Zeichnen — in der Farbe."

„Und Sie werden es ihm sagen?"

„Wenn ich mir selbst ganz klar und sicher geworden bin — ja. Ich halte das für Freundespflicht."

„Wissen Sie, daß Sie ihm sehr weh tun werden?"

Felix nickte; fest klang sein „Ja". Lisa zuckte unter dem harten Wort zusammen, sie schloß für einen Augenblick krampfhaft, wie geblendet die Augen. Da sprach Fechtner weiter, leise und doch eindringlich: „Ja — ich weiß, ich werde ihm wehe tun. Aber ist es nicht notwendig? Soll man ihn weitertappen lassen auf einem verfehlten Wege, soll man ihn zum Stümpertum verkommen lassen, ihn versickern lassen in das Meer des Dilettantismus? Bis er eines Tages selbst erkennt, daß er nichts kann, nie etwas erreichen wird. Bis das Erwachen viel, viel schmerzlicher ist. Bis er vier, fünf Jahre geopfert hat, zwecklos, nutzlos — unwiederbringliche Jugendjahre."

Wieder schwieg Lisa eine Weile. Dann hob sie die Wimpern und sah Felix Fechtner voll an. „Und wenn nun diese Jahre, diese scheinbar verlorenen Jahre sehr glücklich für ihn werden, glücklich im Wahn, im Jagen nach einem Phantom?" Sie atmete tief und schwer. wartete auf eine Antwort, aber erhielt keine. Da fuhr sie fort: „Ach — Ihr Männer seid ja alle gleich in allen Berufen. Immer nur das Positive wollt ihr. Immer nur den greifbaren Erfolg. Und letzten Endes immer nur den pekuniären Gewinn. Nein, schütteln Sie nicht den Kopf, Herr Fechtner, es ist doch so. Ich hoffte, wenigstens ihr Künstler wäret anders, ihr freien Künstler. Und nun seid ihr ebenso. Berühmt werden oder noch besser: wohlhabend werden. Möglichst schnell. Das Innere kommt erst in zweiter Linie. Wenn es überhaupt an die Reihe kommt. — Aber nun sagen Sie mir wenigstens eins: Sie kennen Hermanns äußere Verhältnisse, Sie wissen, daß er pekuniär unabhängig ist. warum soll er auf der Jagd nach Erfolg vorzeitig auf der Strecke bleiben? Warum wollen Sie ihm nicht wenigstens den glücklichen Wahn lassen?"

„Weil ich den Wahn nicht für glücklich halten kann, gnädiges Fräulein. Weil ich heute schon weiß, daß er unter dem Gefühl des Nichtkönnens zu leiden beginnt, weil ich es zu oft mit angesehen habe, wie dies Leiden immer schwerer wird mit der wachsenden Erkenntnis: Du kommst nicht über den Dilettantismus heraus."

„Und was soll Hermann, was soll Ihr Freund tun?"

„Die Kunst verlassen, wenn er kein Künstler ist."

Nun fuhr sie auf. „Er ist ein Künstler. Ist es in seinem ganzen Empfinden. Ich weiß, wie ihn alles zur Malerei zog, wie er nach ihr fieberte." Und sie wiederholte ihre Worte vom Nachmittag: „Ich glaube an ihn. Immer noch glaube ich an ihn, aus Freundschaft, aus inniger, reiner Freundschaft. Und wenn Sie sein Freund sind, müssen Sie auch an ihn glauben. Dann werden Sie ihm helfen." Sie wandte sich von Fechtner ab, rief wie aus Trotz Hermann über den Tisch an: „Wie ist es, Hermann, willst du jetzt nicht mein Bild beenden?"

Hermann unterbrach sein Gespräch mit Margot Käh. „Wie meintest du, Lisa? Verzeih, ich verstand nicht gleich." Lisa wiederholte ihre Frage, aber nun fehlte ihr schon die impulsive Frische des ersten Augenblicks, sie zündete nicht mehr das Feuer an, das sie hatte auflodern lassen sollen. Und so war auch Hermanns Antwort lasch und halb: „Gewiß, Lisa, gern. Sowie sich das Wetter geklärt hat. Irgendwo im Freien kannst du mir dann sitzen. Aber erst möchte ich die Skizze für deinen Vater fertig machen, den Fassadenentwurf für den Bayernhof. Und dann erzählt mir deine Schwägerin, daß Fritz dieser Tage kommen will. Aber natürlich, ich mache dein Bild fertig."

Müde ließ sich Lisa in ihren tiefen Stuhl zurückgleiten. Ihr Glaube sank zusammen.

Felix Fechtner beobachtete ihre Bewegungen. „Ich will nicht hart sein, gnädiges Fräulein," sagte er zu ihr, „aber seien Sie ehrlich: ist noch der alte Drang zur Kunst in ihm?"

Da drehte sich Lisa schroff ihm zu. „Seien Sie still; Sie sind sein Freund nicht."

„Ich bin es doch."

*

Die Regentage hielten nicht lange an. Als sich die Wolken hoben, lag auf den höchsten Spitzen jungfräulich weiß leuchtender Neuschnee.

Auf alle wirkte nach der Trübe die Sonne doppelt neu, frisch und blank. Nicht nur die Nebel draußen teilten sich, auch die Schatten über den Gemütern schwanden.

Lisa, die im Bayernhof ein Ostzimmer hatte, sprang, als ihr endlich wieder die geliebte Morgensonne aufs Kopfkissen schien, mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett. Ihr erster Gedanke war: hinaus

ins Freie, hinein in die Berge. Sie plantschte sich mit viel kaltem Wasser ab; wie wohl das tat! An Hermann dachte sie dabei; ein leises Freuen war in ihr, daß sie sich mit ihm ausgesprochen hatte. Eine gewisse Scheu hatte in den letzten Regentagen ja noch immer zwischen ihnen gelegen, aber auch die würde jetzt fallen. Sicher. Sie wenigstens fühlte nichts mehr von ihr.

Ans Fenster trat sie. Da lagen die Berge, klar, scharf umrissen gegen den stahlblauen Himmel. Nur um den rundspitzen Gipfel der Höfatz rauchte noch ein Wölkchen, weiß und durchsichtig. So ein letztes, kleines Wölkchen, das auch bald zerflattern würde.

Lisa klingelte und bestellte sich das Frühstück aufs Zimmer. Das ging schneller, als wenn sie erst unten in der Veranda sich Kaffee, Brötchen, Butter und Marmeladen auftischen ließ. Früh war es noch am Tage, eben halb acht. Nur schnell, schnell; sie mußte Hermann noch fassen, ehe er sich selbst auf und davon machte· mit ihm wollte sie wandern.

Den leichten Lodenrock streifte sie über, feste Stiefel zog sie an, trank zwischendurch hastig ein paar Schluck Kaffee und verzehrte eine Semmel, während sie an der Friedhofmauer und den Sonnenbänken entlang der Augasse zustrebte, in der das Haus des Talhuber stand. Ein frohes Leuchten stand auf ihrem Gesicht — leicht war ihr zu Mute, so leicht wie lange nicht. Was der Hermann wohl denken würde, wenn sie ihn überraschte. Und plötzlich war ein frohes Lachen da: Herauspfeifen wollte sie ihn — herauspfeifen mit dem alten Pfiff aus der Josephinenstraße:

„Es kann ja nicht immer so bleiben, hier unter dem wechselnden Mond."

Fritz, der Bruder, hatte den Beginn des Studentenliedes in seiner Sekundanerzeit als Begrüßungs- und Erkennungspfiff aufgebracht, aber nicht um der traulichen Zeile willen: „Wir sitzen so friedlich beisammen und haben einander so lieb," sondern er hatte sie alle als Aeltester gelehrt eine andere Strophe im Chor zu singen:

„Doch weil es nicht immer so bleibet,
So haltet die Freundschaft recht fest,
Wer weiß denn, wie bald uns zerstreuet
Das Schicksal nach Ost und nach West."

Wo waren die alten Zeiten hin, die selig-jungen, selig-harmlosen Schul- und Backfischzeiten?

Und wie lange hatten sie sich nicht durch den „Josephinenpfiff" gerufen, der ihnen allen damals gleichgegolten hatte: ihr und dem Bruder, den beiden Zimmers und den drei Falkenbergs. — „So haltet die Freundschaft recht fest . . ." Jugendschwüre — Jugendträume. — — —

Da lag das Talhuberhaus. Alle Fenster waren geschlossen, nur in dem ersten Stock standen zwei weit auf. Das würden wohl die der Gaststube sein; die Allgäuer selbst waren nicht für die frische Morgenluft im Haus. Vater hatte früher immer gesagt: „Die Luft in Oberstdorf sei so schön, weil die Bauern ihre Fenster zuließen."

Ueber die schmalen, roten Lippen ließ Lisa die Zungenspitze gleiten und spitzte dann den Mund. Der Pfiff erscholl.

Einen Augenblick wartete sie, wiederholte ihn dann noch einmal.

Und richtig, da kam die Antwort, kam frisch und hell, wie sie einst aus dem Zimmerschen Hause gekommen war.

Fast gleichzeitig erschien Hermanns Kopf im Fenster. „Bist du's wirklich, Lisa. Ich dachte schon, ich hätte mich getäuscht."

„Guten Morgen kannst du mir auch sagen."

„Bist du schon wieder kratzbürstig? Also: Guten Morgen Was befiehlst du?"

„Laufen will ich. Ist das ein Wetter heute! Kommst du mit?"

„Aber natürlich. Wir wollen auch gerade los. Wart' einen Augenblick, gleich sind wir unten." Der Kopf verschwand.

„Wir . . .?" Erst jetzt fiel es Lisa ein. „Wir . . ." Hermann war ja nicht allein. Der Freund, der Fechtner war dabei. Eine kleine Enttäuschung stieg in ihr auf — der Fremde würde stören.

Da horchte sie auf. Oben sangen die beiden jetzt. Der hellere Ton gehörte Hermann, dunkler hielt Fechtner die zweite Stimme:

„Und kommen sie wieder zusammen
Auf wechselnder Lebensbahn,
So knüpfen ans fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an."

VIII.

Auch in Golmitz gab es Regentage. Da sank die Laune der Gräfin-Mutter auf den Gefrierpunkt herab. Den alten Grafen Falkenberg, den Schwiegervater, ließ sie zwar nichts merken. vor ihm hatte sie Respekt und ihr Mann mahnte: „Nimm dich zusammen, Beate. du weißt, wir sind vom Vater abhängig." Worauf Beate schwer und tief die Luft einsog, daß sich ihr breiter Brustkasten wölbte. „Jawohl, ich weiß es. Aber das kann doch nicht hindern, daß ich mich nun einmal in dem alten Golmitzer Kasten nicht wohl fühle. Bei aller Hochachtung vor eurer Tradition: ich friere hier dauernd, und wenn es regnet, riecht es überall muffig. Geh nur mal in die Halle, da steht das Wasser auf den Fliesen. Es wird höchste Zeit, daß wir wieder nach Berlin kommen. Die Josephinenstraße ist mir lieber."

„Aber auch bedeutend teurer."

„Bisher hat es noch immer gelangt."

„Das schon. Aber es ist mir oft bitter schwer gefallen, das notwendige Geld heranzuschaffen."

„Glaubst du, daß ich es besonders leicht habe? Ich bin es auch anders gewöhnt gewesen. Ich habe genug aufgeben müssen. Erst den Diener, dann Wagen und Pferde, dann die Jungfer. Von Kleinigkeiten gar nicht zu reden. Du kannst mir, glaub ich, nicht nachsagen, daß ich das Geld zum Fenster hinauswerfe."

„Wer macht dir denn Vorwürfe, Beate?" Friedrich Falkenberg lenkte ein. „Ich habe doch nur sagen wollen, daß es für unsere pekuniären Verhältnisse sehr gut ist, wenn wir die Berliner Haushaltskosten hier eine Weile einsparen. Je länger, desto besser. Es kann mir schließlich kein Mensch verdenken, daß ich es angenehm empfinde, wenn ich wochenlang die Brieftasche nicht ziehen brauche."

„Natürlich — du denkst nur immer an dich und an die äußeren Sorgen. Das kenne ich ja schon. Sonst läufst du mit geschlossenen Augen umher. Ich will ja gar nicht von mir reden und daß ich hier veröde und verkomme. Aber an die Kinder könntest du wenigstens denken."

„Die haben's doch nirgends besser als hier."

„Das ist Ansichtssache, lieber Fritz. Mir gefällt allerlei nicht. Christof treibt sich in Oberstdorf mit Kähls herum. Das ist noch das wenigste. Vater hat ihm ja seine Hilfsarbeit in der Ernte scheinbar glänzend vom Rentamt bezahlen lassen, und du hast ja auch immer für ihn eine offene Hand. Ich kann es nicht ändern; — der Junge, das ist schließlich dein Ressort. Aber die Mädels sind meins. Und die gefallen mir nicht. Alle beide nicht. Carlas übertriebene Reiterei erscheint mir höchst unnötig und außerdem unkontrollierbar. Letzte Woche war sie an drei Tagen vor- und nachmittags unterwegs . . ."

(Fortsetzung folgt)

Das chinesische Lackkästchen

Von Dr. Andreas Polzer

Ein heftiger Regenschauer trieb mich in das Geschäft des Antiquitätenhändlers Roger. Meine Bekanntschaft mit dem alten Herrn datiert nicht von heute. Ich bin seit langem sein Kunde. Er kennt meine Vorliebe für kleine, farbige Lithographien und hat mir schon so manches prächtige Stück verschafft. Er kennt auch meine Finanzen und paßt ihnen seine Preise an. Der alte Herr bat mich, Platz zu nehmen. In dem schmalen, sehr tiefen Laden herrschte ein wohltuendes Halbdunkel. Die Räume beherbergten seltene Kostbarkeiten, ich wußte es Man sagte auch, der Antiquitätenhändler besitze ein beträchtliches Vermögen. Doch er trug stets die gleiche dunkle Lüsterjacke und die altmodische, karierte Hose.

Wir sprachen über dies und jenes, und dann bat ich Roger, er möchte mir doch aus seiner reichen Praxis irgendein interessantes Erlebnis berichten. Er sann eine Weile nach, dann sagte er:

„Ich werde Ihnen die Geschichte des chinesischen Lackkästchens erzählen!"

Er verschwand für einen Augenblick und kehrte mit einer verstaubten Weinflasche und zwei Gläsern zurück. Es waren kostbare, alte venezianische Pokale, und der dicke, rote Wein war ihrer würdig. Während der Regen eintönig gegen die Scheiben klopfte und unsere Zigarren uns in einen bläulichen Rauch wickelten, erfuhr ich eine seltsame Geschichte.

„Eines Tages — es sind jetzt schon mehrere Jahre her" — begann Roger, „wurde mir von einem Unbekannten ein äußerst wertvolles chinesisches Lackkästchen zum Kauf angeboten. Das Stück war die Arbeit eines bedeutenden Künstlers und Jahrhunderte alt. Ich hatte damals eine Schwäche für Arbeiten des Fernen Ostens.

Kurz und gut, ich erwarb das Lackkästchen für 500 Pfund und war — trotz des nicht unansehnlichen Preises — entschlossen, mich nicht so leicht von ihm zu trennen. Ich wußte, die Versuchung, es zu veräußern, würde kaum an mich herantreten, denn auch das Sammeln ist der Mode unterworfen, und für Chinaarbeiten herrschte gerade keine Nachfrage.

Das Kästchen war noch keine vierundzwanzig Stunden in meinem Besitz, als eine junge und sehr elegante Dame meinen Laden betrat und sich nach dem chinesischen Lackkästchen erkundigte.

Ich war zuerst gar nicht sonderlich erstaunt, weil ich schon viel merkwürdigere Zufälle erlebt hatte. Auf meinem Lager befanden sich mehrere Lackkästchen. Die Besucherin sah sie sich flüchtig an; keines gefiel ihr.

„Haben Sie nicht etwas Besseres?" fragte sie ungeduldig.

Erst jetzt merkte ich ihre Erregung. Ich stutzte. Während meiner langen Laufbahn als Antiquitätenhändler habe ich mit vielen Menschen Umgang gehabt und ich kann ohne Ueberheblichkeit behaupten, eine reichliche Portion Menschenkenntnis erworben zu haben.

„Man sagte mir, Sie seien der erste Kunsthändler der Stadt; ich wundere mich. daß Sie kein besseres Stück besitzen," rief nervös die Besucherin.

Ich hatte ihr meine Erwerbung vom vergangenen Tage noch nicht gezeigt, denn ich wollte das Kästchen ja für mich behalten. Ihre Worte aber hatten mich in meiner Händlerehre gekränkt. Ich mußte mein Renommee retten; ich ging, holte das gestern gekaufte Lackkästchen und stellte es wortlos vor sie.

Bei seinem Anblick leuchtete es in den Augen der fremden Dame auf.

„Was kostet das Kästchen?" fragte sie, wieder mit dem leichten Zittern in der Stimme.

Und abermals stutzte ich. Diese unerklärliche Erregtheit! Sie war nicht die Exaltiertheit des fanatischen Sammlers, mein geübtes Auge erkannte dies deutlich.

„Bitte, wieviel wollen Sie für das Kästchen?" Ich las von ihrem Gesicht deutlich das Bangen. Sie tat mir beinahe leid. Doch auch in mir war der Sammler erwacht. Nein, ich war nicht geneigt, mich von dem wundervollen Kästchen zu trennen.

Ich nannte mit Absicht einen sehr hohen Preis, der meiner Meinung nach selbst den fanatischsten Sammler abschrecken mußte. Zu meiner großen Ueberraschung griff die Dame in ihre Handtasche und zählte mir die geforderte Summe auf den Tisch.

Als ich mich von meiner Verblüffung erholt hatte, fragte ich:

„Wohin darf ich Ihnen, gnädige Frau, das Kästchen schicken?"

Auffallend hastig kam ihre Antwort: „Ich nehme es gleich mit. Bitte, packen Sie es ein . . ."

Ich bin kein neugieriger Mensch. Wäre ich es jemals gewesen, mein Beruf hätte es mir abgewöhnt. Doch der Fall irritierte mich derartig, daß ich meinem Gehilfen, während er das Paket zurecht machte, zuraunte:

„Folgen Sie unauffällig der Dame. Ich muß unbedingt erfahren, wo sie wohnt . . ."

Kaum hatte sich die Fremde mit dem Kästchen in der Hand entfernt, da schlich mein Gehilfe ihr nach.

Er war noch nicht zurückgekehrt, als ein nicht mehr ganz junger, sehr vornehm aussehender Herr den Laden betrat. Stellen Sie sich, lieber Freund, meine Verblüffung vor, als der Besucher erklärte, er wünsche einen chinesischen Lackkasten zu kaufen!

Ich zeigte ihm die, welche ich besaß. Keiner gefiel ihm. Ich merkte sofort, ich hatte es mit einem Kenner zu tun. Er erkundigte sich, ob ich nicht noch andere Kästchen hätte. Ich mußte es wahrheitsgemäß verneinen. Obwohl ich ahnte, daß sein Besuch irgendwie mit der fremden Dame und dem verkauften Kästchen zusammenhing, schwieg ich.

Ich war niemals eine Plaudertasche, und Diskretion ist in unserem Gewerbe Ehrensache. Der Herr entfernte sich, ohne etwas gekauft zu haben. Erst als er fort war, fiel mir ein, daß ich mir unter irgendeinem Vorwand seine Adresse hätte erkunden sollen. Nun, jetzt war es schon zu spät.

Ungeduldig wartete ich auf die Rückkehr meines Gehilfen. Endlich kam er, und was er mir berichtete, war so seltsam, daß ich eine Weile ernstlich erwog, ob ich nicht die Polizei benachrichtigen sollte.

Rasch verwarf ich den Plan. Eigentlich war ja nichts geschehen, was mich zu diesem Schritt berechtigte. Trotzdem, ich fühlte mich wie vor den Kopf geschlagen! Von meinem Gehilfen erfuhr ich folgendes:

Nachdem die unbekannte Dame meinen Laden verlassen hatte, bestieg sie eine Autodroschke. Mein Gehilfe folgte ihr in einem zweiten Wagen. Die Fahrt ging quer durch die ganze Stadt. Endlich hielt das Auto der Fremden; sie entstieg dem Wagen und entlohnte den Chauffeur.

Die Käuferin des chinesischen Lackkästchens lenkte ihre Schritte dem Flußufer zu. Die Gegend war hier ziemlich verlassen; mein Gehilfe mußte sehr auf der Hut sein, der Verfolgten nicht aufzufallen.

Die Fremde schritt das Ufer entlang. Ab und zu wendete sie den Kopf um, dann eilte sie weiter. Meinem Gehilfen war es bereits klar, die Unbekannte suchte eine Stelle, wo sie sich vollkommen unbeobachtet fühlte.

Endlich schien sie den gewünschten Ort gefunden zu haben. Weit und breit war keine Seele zu erblicken. Mein Gehilfe, der hinter einem kleinen Lagerschuppen verborgen stand, wollte seinen Augen nicht trauen! Nach einem letzten scheuen Blick, der sie überzeugte, daß niemand ihr Tun beobachtete, warf die Fremde das kostbare Lackkästchen, für das sie vor einer halben Stunde ein kleines Vermögen gezahlt hatte, in den Fluß!

Nachdem sich der heimliche Zeuge dieser scheinbar widersinnigen Tat von seiner ersten Ueberraschung erholt hatte, eilte er erneut der Fremden nach. Sie lenkte ihre Schritte wieder der Stadt zu, und mein Gehilfe wich nicht von ihren Fersen.

So gelang es ihm, festzustellen, daß die Fremde Frau Devillers hieß und mit ihrem Gatten seit einigen Monaten ein kleines Palais in der Süd-Allee bewohnte. War schon durch das Benehmen, das diese Frau Devillers in meinem Laden zur Schau trug, meine Neugier erwacht, so steigerte sie sich nach dem Bericht meines Gehilfen in einem solchen Maße, daß ich beschloß, den Dingen auf den Grund zu gehen.

Ich bin kein Freund von heimlichen Schnüffeleien; und darum wollte ich mich direkt an Frau Devillers um Auskunft wenden. Ich war überzeugt, sie würde mir des Rätsels Lösung nicht vorenthalten.

Am nächsten Vormittag begab ich mich in das kleine Palais in der Süd-Allee. Ich sandte der Dame des Hauses meine Karte hinein und — wurde nicht vorgelassen. Dieser Vorgang wiederholte sich noch dreimal. „Frau Devillers bedauert, Sie nicht empfangen zu können . . .", erhielt ich jedesmal zum Bescheid.

Es unterlag keinem Zweifel, die Käuferin des chinesischen Lackkästchens war nicht gewillt, mir Rechenschaft über ihre unverständliche Tat zu geben. Aber ich wollte um jeden Preis Klarheit haben. Ich entfernte mich aus dem Palais, blieb jedoch in Sichtweite. Das Glück begünstigte mich. Schon nach einer Stunde Wartens sah ich Frau Devillers das Haus verlassen. Ich trat vor sie. Es schien mir, als wurde sie bei meinem Anblick um einen Schein blasser.

„Gnädige Frau," sagte ich rasch, „warum haben Sie das Lackkästchen in den Fluß geworfen . . .?"

Ich merkte deutlich, wie sie leicht zusammenfuhr. Doch sie faßte sich schnell; hochmütig und abweisend klangen ihre Worte:

„Ich brauche Ihnen darüber keine Rechenschaft abzulegen. Sie haben doch, glaube ich, den Kaufpreis voll und ganz erhalten . . ."

„Ja, das habe ich, meine Gnädige! Aber falls Sie mir die gewünschte Auskunft nicht geben wollen, kann ich mich ja an Herrn Devillers oder an Herrn Melot wenden . . ." Melot war laut Legitimation jener junge Mann, von dem ich das Lackkästchen erworben hatte.

Da war es mit der Beherrschung von Frau Devillers vorüber. Mit einem wunden Blick, der sofort mein Mitleid erweckte, flüsterte sie:

„Ich will Ihnen alles erzählen . . . aber bitte, nicht hier. Ich suche Sie heute nachmittag in Ihrem Laden auf. Ist es Ihnen recht . . .?"

Ich verneigte mich ehrerbietig.

In der Tat, Frau Devillers kam noch am gleichen Nachmittag. Ihr war nicht wohl zumute; ich merkte es.

„Gnädige Frau," sagte ich, „ich bin ein alter Mann. Ich habe vieles gesehen und vieles erlebt: Sie dürfen sich mir ruhig anvertrauen!"

Und sie begann; erst stockend, dann immer flüssiger. Anscheinend war es ihr selber eine Erleichterung, ihre Nöte und Besorgnis jemandem zu beichten. Ich erfuhr ihre Geschichte. Sie hatte vor zehn Jahren Herrn Devillers geheiratet. Es war eine sogenannte Vernunftsehe. Ihr Mann, um Jahre älter als sie, war ein durchaus vornehmer Charakter. Als er merkte, daß seine Frau seine Gefühle nicht erwiderte, zog er sich still zurück. Nie kam über seine Lippen ein Wort des Vorwurfs; er war und blieb der zuvorkommende Kavalier, der jeden Wunsch seiner Gattin erfüllte, ehe er noch ausgesprochen war.

Vielleicht ging Herr Devillers in seiner vom Feingefühl diktierten Zurückhaltung zu weit. Seine Frau lernte ihn zwar von Tag zu Tag mehr schätzen, doch im Grunde seines Wesens blieb er ihr fremd. Sie langweilte sich und fühlte sich einsam. Während einer längeren Abwesenheit ihres Mannes lernte sie in einer Gesellschaft den jungen Melot kennen. Er war ein Abenteurer, skrupellos und ohne Bedenken; sie ahnte dies natürlich nicht.

Melot warb um sie. Er erweckte in ihr den Glauben, er liebe sie. Frau Devillers, unglücklich in ihrer Einsamkeit, war freundlich zu ihm. Dann verschwand eines Tages Melot; es hieß, er habe sich nach Südamerika begeben.

Viele Monate vergingen, und Frau Devillers hatte Melot vergessen. Während dieser Zeit waren sich die beiden Gatten sehr nahe gekommen, und Frau Devillers hatte ihre Liebe zu ihrem Manne entdeckt. Nichts trübte das Glück des Ehepaares, bis plötzlich Melot auftauchte. Jetzt zeigte er sein wahres Gesicht. Er drohte Frau Devillers, ihrem Manne alles zu erzählen, falls sie ihm nicht eine bedeutende Summe gäbe. Frau Devillers beging den Fehler, sich von ihm ohne Grund einschüchtern zu lassen, denn zwischen ihnen war nichts geschehen, was sie ihrem Gatten nicht hätte eingestehen können. Das einzige Belastende war ein recht verfänglicher Brief von ihr, den sie in einer Stunde der Einsamkeit und Wehmut an Melot geschrieben hatte. Sie bangte für ihr neues Eheglück und dachte, durch das Zahlen der geforderten Summe den Erpresser zum Schweigen zu bringen.

Zwei Jahre lang konnte Melot von Frau Devillers immer neue Gelder erpressen. Dann riß ihre Geduld. Melot drohte, sich an Herrn Devillers zu wenden. An einem der folgenden Tage entdeckte Frau Devillers auf dem Schreibtisch ihres Mannes einen Brief, der ihr Herzklopfen verursachte. Sie hatte an der Handschrift erkannt, daß der Absender Melot war. Das Schreiben war bereits geöffnet. Mit zitternden Händen griff sie nach ihm. Ein Unbekannter teilte Herrn Devillers mit, daß er bei dem Kunsthändler Roger ein wundervolles chinesisches Lackkästchen finden könne. Herr Devillers war ein leidenschaftlicher Sammler ähnlicher Schränkchen.

Frau Devillers war sofort im Bilde. Ihr Mann hatte ihr vor einiger Zeit eines der wertvollsten seiner chinesischen Lackkästchen geschenkt. Melot zwang sie, ihm dieses Kästchen zu überlassen. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß ihr Brief sich jetzt in einem der Geheimfächer des Kästchens befand. Ihr Mann hatte ihr den Mechanismus dieser Geheimfächer nicht verraten; sie sollte ihre Zeit damit vertreiben, ihn zu erraten.

Intuitiv erfaßte sie, daß Melot eines dieser Geheimfächer entdeckt, ihren Brief hineingelegt hatte, und das Kästchen nun in die Hände ihres Mannes zu spielen trachtete.

Hier unterbrach ich Frau Devillers:

„Ja, aber warum warfen Sie das Kästchen, nachdem Sie es von mir erworben hatten, in den Fluß . . .?"

Sie seufzte. „Weil ich meinem Manne, der sein Verschwinden bemerkt hatte, erzählte, es sei in den Kamin gefallen und verbrannt . . ."

„Haben Sie sich denn überzeugt, daß das Kästchen den Brief auch tatsächlich enthielt?"

„Wie vermochte ich das? Ich kannte die Geheimfächer nicht. Doch ich erfuhr es auf andere Weise: Melot hatte mehrere Male versucht, mich zu sprechen. Einmal empfing ich ihn. Aus Andeutungen, die er machte, ging klar hervor, daß der Brief sich in einem der Geheimfächer befand . . ."

„Und wenn Sie sich irren, gnädige Frau . . .?"

Sie erschauerte. „Mein Gott, das kann doch nicht möglich sein . . ."

Da griff ich in meine Tasche und legte ein längliches, zartbraunes Kuvert auf den Tisch.

„Mein Brief!" rief sie.

„Ja, Ihr Brief. Ich habe ihn in dem Lackkästchen gefunden und — —"

Weiter kam ich nicht. Die Tür war aufgegangen, und ein Herr trat ein. Es war Melot. Sein erster Blick fiel auf das Kuvert; ich hatte es instinktiv ergriffen.

Melot war ein guter Komödiant. Leichthin sagte er: „Ach, ich sehe, Sie haben meinen Brief gefunden . . ."

„Herr der Brief gehört mir; ich habe ihn mit dem Kästchen erworben," erwiderte ich und krampfte die Faust, die das Schreiben hielt, zusammen.

„Ich gebe Ihnen für den Brief zweihundert Pfund," sagte schnell Melot.

„Ich zahle 500!" Frau Devillers hatte es gerufen.

„800!" überbot Melot.

„1000 Pfund!" rief mit zitternder Stimme Frau Devillers.

Die beiden begannen zu lizitieren. Das letzte Angebot — es kam von Frau Devillers — lautete auf 3000 Pfund! Eine verteufelt hübsche Summe für einen bescheidenen Brief. Plötzlich gewahrte ich den Blick des Mannes; ich erriet seine Gedanken. Er war bereit, sich des Schreibens mit Gewalt zu bemächtigen. Leider war der Kamin mit dem brennenden Feuer zirka sechs Schritte entfernt. Um bis zu ihm zu gelangen, mußte ich Melot täuschen.

„Also Herr, was ist Ihr letztes Angebot?" wandte ich mich schmunzelnd an ihn.

Melot war ein Schurke; er hielt mich für seinesgleichen, und darum konnte er mein Vorhaben nicht ahnen. Er sann einen Augenblick nach und hinderte mich nicht, mich dem Kamin zu nähern.

Im nächsten Moment lag das Schreiben im Feuer. Gierig griffen die Flammen nach dem Papier. Mit einem Wutschrei sprang Melot hinzu. Er war kräftig und ich ein alter Mann, trotzdem gelang es mir, ihn für einen Augenblick beiseitezustoßen. Als er das Feuer erreichte, hatten die Flammen bereits ihre Schuldigkeit getan. Melot richtete sich auf. Er sah, er hatte das Spiel verloren. Er biß sich auf die Lippen und verließ wortlos den Laden.

Frau Devillers hatte meine Hand erfaßt. „Danke . . . ich danke Ihnen . . . Die 3000 Pfund werden Sie erhalten. Sie müssen sich nur ein wenig gedulden; ich besitze nicht soviel Geld . . ."

„Gnädige Frau," sagte ich, „wenn ich nur ein einziges Pfund von Ihnen annehmen würde, wäre ich nicht um einen Deut besser als dieser Herr Melot . . ."

„Frau Devillers hatte Freudentränen in den Augen," schloß der alte Roger seine Erzählung.

Der Regen hatte inzwischen aufgehört. Ich erhob mich, Roger geleitete mich zur Tür. Und während er mir die Hand zum Abschied reichte, meinte er lächelnd:

„Sie dürfen das Gehörte für eine Geschichte verwenden. Die Devillers wohnen lange nicht mehr hier — auch heißen sie in Wirklichkeit ganz anders. Erzählen Sie also, junger Freund, die Geschichte des chinesischen Lackkästchens . . ."

Was hiermit geschah.

Fröhliche Ecke

Der Aufschneider. „Ich habe ein prächtiges Gut, ein stattliches Schloß, ein fabelhaftes Auto, viele Diener und ein großes Vermögen!"

„Na, da können Sie ja zufrieden sein, Herr Grimm!"

„Ich heiße nicht Grimm!"

„Nicht? Ich dachte nur, weil Sie so schöne Märchen erzählen!"

*

Verwechslung. „Bei dem Schlächter Bechmann ist gestern nacht eingebrochen worden!"

„Haben denn die Diebe viel gefunden?"

„Nein, sie haben den Geldschrank mit dem Kühlschrank verwechselt!"